

Thematisierung und Reflexion traumatischer Erlebnisse in narrativen Interviews ehemaliger Heimkinder

Dr. Thomas Huonker, Ährenweg 1, CH-8050 Zürich

Historiker; Mitglied des Runden Tisches für die Opfer fürsorglicher Zwangsmassnahmen Schweiz; Mitglied der unabhängigen Expertenkommission zur wissenschaftlichen Aufarbeitung der administrativen Versorgungen

thomas.huonker@sunrise.ch

www.kinderheime-schweiz.ch

Referat an der 17. Jahrestagung der deutschsprachigen Gesellschaft für Psychotraumatologie in Innsbruck, 28. Februar 2015 (schriftliche Fassung)

Abstract

Im Auftrag verschiedener Organisationen von Betroffenen (Radgenossenschaft der Landstrasse, Guido Fluri-Stiftung) wurden in verschiedenen Zeiträumen, aktuell im Rahmen eines Ende 2010 anlaufenden Projekts, narrative Interviews mit Erwachsenen erstellt, deren Kindheit von traumatischen Erlebnissen (Wegnahme aus der Ursprungsfamilie, Fremdunterbringung in anderweitigen Familien, in Heimen und Anstalten, vom Säuglingsheim über Kinderheime und Erziehungsanstalten bis hin zu psychiatrischen Kliniken und Zwangsarbeits- sowie Strafanstalten) geprägt war. Es handelte sich dabei einerseits um Angehörige der jenseitigen Minderheit in der Schweiz, andererseits um Kinder aus der Mehrheitsgesellschaft, vorwiegend aus der Unterschicht und häufig Kinder lediger Mütter. Aspekte der Traumatisierung durch einzelne Vorgänge, insbesondere brutale Strafen und in vielen Fällen auch sexueller Missbrauch, durch serielle, mechanisierte oder militarisierte Formen der Erziehung mit Mangel an menschlicher Wärme und Geborgenheit, durch dramatische Fluchtversuche und deren Bestrafung, durch Ausgrenzung als "Anstaltler" oder "Verdingkinder", durch Ausbeutung mittels harter Arbeit bei schmaler Kost und in entwürdigender Kleidung, durch medizinische Experimente etc. werden in diesen Interviews thematisiert, Ebenso die Schwierigkeiten, mit einer solchen Kindheit den Weg in der Welt der "Normalen" zu finden. Aus der Selbstreflexion der Betroffenen wie auch aus der Perspektive des Historikers, die auch mit Aktenanalyse zum Hintergrund solcher Biografien und deren institutioneller Hintergründen arbeitet, lassen sich Strategien der Traumabewältigung auf individueller und gesellschaftlicher Ebene darstellen, welche Befunde aus der Psychologie ergänzen können.

1. Zu den Begriffen Trauma und Stigma

Zur Geschichte des Begriffs Trauma - nicht im allgemeinen Sinn der altgriechischen Begriffsbedeutung, sondern spezifischer in der Psychologie, in der Neurophysiologie sowie in der Forschung zu psychosomatischen Syndromen - liegen viele Darstellungen vor. Zentrale Diskussionspunkte waren dabei die Rollenteilung zwischen den von aussen einwirkenden und den innerpsychischen Faktoren und Mechanismen. Erstaunlich ist auch, wie spät, im

Vergleich zu Theorien über andere Ursachen und Diagnosen psychischer Störungen, Fragestellungen rund um die Traumatisierung in die Psychologie und Psychiatrie eingingen.¹

Ich persönlich unterscheide - unter möglicher Berücksichtigung von deren Zusammenhängen und Wechselspiel - folgende Teilbereiche oder Aspekte des Begriffsfelds Trauma:

1. traumatisierende Situationen
2. traumatisches Erleben
3. Als Schmerz, Stress, Panik etc. wahrgenommene oder diffus-unbewusste Reaktionsformen, -muster und -haltungen der Traumatisierten, permanent wirkend oder durch Trigger ausgelöst
4. bewusste Reaktionsformen, Coping (Bewältigung) in Eigenregie
5. therapeutische Behandlung, Aufarbeitung und Heilung von Traumatisierung
6. gesellschaftliche Aufarbeitung sowohl von Traumatisierung als auch von traumatisierenden Situationen.

1 Hermann Oppenheim: Wie sind die Erkrankungen des Nervensystems aufzufassen, welche sie nach Erschütterungen des Rückenmarkes, insbesondere Eisenbahnunfällen, entwickeln? In: Berliner klinische Wochenschrift Nr. 25 / 1888, S. 166-170, verwendete erstmals die Begrifflichkeit "traumatische Neurose" und fasste diese traumatische Verletzung, später Schleudertrauma bezeichnet, als physikalisch-materiell verursachte Verletzung auf, allerdings nicht nur mit körperlichen, sondern auch psychischen Folgen. Vgl. Esther Fischer-Homberger: Die traumatische Neurose. Vom somatischen zum sozialen Leiden. Huber, Bern 1975; Mathias M. Weber: Erschütterte Nerven. Hermann Oppenheims Konzept der traumatischen Neurose, in: Psychotherapie, CIP-Medien, München, Jg. 15 /2010, Bd. 15, Nr. 2, S. 205-213. Sigmund Freud kannte zwar Oppenheims Auffassung und teilte in einigen eher selten zitierten Argumentationen dessen körperliche und psychische Vorgänge verbindende Auffassung, neigte aber überwiegend dazu, den Traumabegriff für vorwiegend aus innerpsychischen Konflikten resultierende Syndrome zu verwenden. Vgl. dazu Renata Huonker: Schleudertrauma. Das unterschätzte Risiko, Kösel, München 2002. S. 172 - 175. Das Buch enthält 10 Reportagen von Traumabetroffenen, die auf lebensgeschichtlichen Interviews basieren. Zum Traumabegriff bei Freud siehe auch Matthias Hirsch: Psychoanalytische Traumatologie - Das Trauma in der Familie. Psychoanalytische Theorie und Therapie schwerer Persönlichkeitsstörungen, Schattauer, Stuttgart 2004. Umgekehrt präsentierte Alexander Mitscherlich 1967 klare, aber bis heute nicht in wünschbarer Vollständigkeit beantwortete Fragestellungen zu den körperlichen (somatischen) Folgen psychischer Traumata. Siehe Alexander Mitscherlich: Krankheit als Konflikt. Studien zur psychosomatischen Medizin, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1966 / 67, Bd. 2, S. 81: "Die vielleicht wichtigste Aufgabe der psychosomatischen Medizin besteht im gegenwärtigen Zeitpunkt darin, ein ausreichendes Wissen von den Regelungsvorgängen im Erlebnisbereich und seiner Wirkungen zu sammeln. Erst wenn wir in dieser Sache sehr viel weiter sind, als dies heute der Fall ist, werden wir darangehen können, eine neue - wenn wir die Formulierung gebrauchen dürfen - geschichtliche Biologie zu entwerfen". In diesem Sinn hat Peter A. Levine, ursprünglich Biologe, Formen und Therapie der Traumatisierung von Menschen aus Analogien und Unterscheidungen zwischen Reaktionsformen von Tieren und Menschen auf bedrohliche und traumatische Situationen hergeleitet. Vgl. Peter A. Levine / Ann Frederick: Waking the Tiger. Healing Trauma, North Atlantic Books, Berkeley 1997 (Auch in deutscher Ausgabe verfügbar). Zur Traumatisierung von Kindern siehe Peter A. Levine / Maggie Kline: Verwundete Kinderseelen heilen. Wie Kinder und Jugendliche traumatische Erlebnisse überwinden können. Kösel, München 2005. In aktuelle internationale Diagnoseformulierungen floss der Traumabegriff ebenfalls ein, siehe das Schrifttum zur Diagnose posttraumatisches Stresssyndrom. Einen ausgezeichneten Überblick über die Trauma-Thematik geben Bessel A. van der Kolk / Alexander C. McFarlane / Lars Weisaeth (Hg.): Traumatic Stress. Grundlagen und Behandlungsansätze. Theorie, Praxis, Forschung zu traumatischem Stress sowie zu Traumatherapie. Junfermann, Paderborn 2000.

Neben dem Begriff Trauma verwende ich, wie andere in diesem Themenbereich Forschende, zusätzlich den Begriff Stigma.

Auch Stigma bedeutet ursprünglich Wunde, Wundmal, aber auch besonderes Kennzeichen, wie eine Narbe oder ein Leberfleck. Als Stigmata wirken können auch weitverbreitete und überindividuelle Körpermerkmale wie bestimmte Hauttönungen, ferner auch körperliche Behinderungen, Verstümmelungen und Krankheitssyndrome. Ein Stigma kann schliesslich auch ein Zeichen, z.B. ein Brandzeichen oder eine Brandmarkung sein, wie sie früher auch von der Justiz angewendet wurden. Ich sehe ab von den religiösen Stigmata wie den Wundmalen Christi oder dem Kainszeichen, aber im Wissen, dass diese in der Begrifflichkeit mitschwingen. Ein Stigma kann auch schon die falsche Kleidung, der falsche Körpergeruch oder der falsche Akzent sein.

Im Sinne Erving Goffmans, zusätzlich aber auch der Theorien des Labelings resp. Brandings in Wissenschaft, Werbung und Politik definiere ich Stigma somit als Zeichen eines sozialen Makels, unabhängig davon, ob es an einer körperlichen Eigenschaft festgemacht ist oder nicht, als negativ bewertetes Zeichen, als abwertenden Code, oder als System von abwertenden Zeichen, Codes und Schlüsselbegriffen, womit auch gesagt ist, dass ein Stigma oder die Kombination mehrerer Stigmata insbesondere auch eine hohe diskursive Zerstörungskraft entwickeln können.²

Ein Stigma im Sinn dieser Definition ist per se negativ, positive Gegenbegriffe, wenn auch nicht strikt im 1 zu 1 entgegengesetzten Wortsinn, wären die Aura, das Charisma, das Prestige, der mittels Symbolen gesetzte Status oder das positive Labeling respektive Branding im Sinn der Symbole, Einheiten oder Codes von sozialem Kapital im Sinn von Norbert Elias und Pierre Bourdieu. Stigmata und Stigmatisierungen stehen für Defizite, negative Diskriminierung, Abwertung und Diskreditierung,³ die genannten Gegenbegriffe stehen für Macht, positive Diskriminierung, Aufwertung, Kredit- und Förderungswürdigkeit, Privilegierung, Autorität und

² Vgl. Erving Goffman: Stigma. Über die Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1975 (englischsprachige Erstausgabe 1963). Goffman erklärt in diesem Buch sehr viele Aspekte anhand von Auszügen aus mündlichen und schriftlichen Aussagen Betroffener, und zwar hauptsächlich solcher, die das Stigma körperlicher Behinderungen thematisieren, aber auch Homosexualität und die Ausgrenzung von ehemaligen Sträflingen und ihren Angehörigen (S. 43). Der erste Klassiker des labeling approach ist das Buch des Flüchtlings, Gewerkschafters und Sozialwissenschaftlers Frank R. Tannenbaum: Crime and Community, London 1938. Im Gegensatz zu späteren Vertretern des Etikettierungsansatzes verengte Tannenbaum seinen Blick aber keineswegs auf kriminologische Fragestellungen, vgl. u.a. sein Buch zu einem Kernthema rassistischer Ausgrenzung, Stigmatisierung und Etikettierung: Slave and Citizen. The Negro in the Americas, New York 1947

³ Goffman, op. cit., S. 12, beschreibt zwei Problematiken der Diskreditierung Stigmatisierter. "Der Terminus Stigma und seine Synonyme verbergen eine doppelte Perspektive: Nimmt das stigmatisierte Individuum an, dass man über sein Anderssein Bescheid weiss oder dass es unmittelbar evident ist, oder nimmt es an, dass es weder den Anwesenden bekannt ist noch von ihnen unmittelbar wahrnehmbar? Im ersten Fall hat man es mit der Misère des Diskreditierten zu tun, im zweiten mit der des Diskreditierbaren. Das ist ein wichtiger Unterschied, obgleich ein stigmatisiertes Individuum wahrscheinlich mit beiden Situationen Erfahrungen haben wird."

Respekt. Stigmata verweisen ihre Träger auf die unteren gesellschaftlichen Ränge, meist auf Aussenseiterpositionen im Sinn von Norbert Elias.⁴

2. Historisches Streiflicht zur Fremdunterbringung von Kindern in der Schweiz 1920 - 1970

Zu den traumatisierenden und stigmatisierenden Situationen, die in den von mir erstellten Interviews respektive Zeitzeugenberichten geschildert werden, gebe ich zunächst einen kurzen historischen Rahmen. Er kann kurz gehalten werden, da in der Schweiz, wie in anderen europäischen Ländern, dazu in den letzten Jahren eine beachtliche Anzahl von historischen Arbeiten erschienen sind,⁵ während diese Themenfelder vorher vor allem den darin Agierenden selbst, wie Institutionsleitende, Mitglieder von Fürsorgeinstitutionen, Kinderpsychiater, Heil- und Sozialpädagogen usw. in ihren Fachpublikationen abgehandelt wurden. Ebenso sind in den letzten Jahren, begünstigt durch Internet und billigere Druckverfahren für Bücher im Selbstverlag, zahlreiche schriftliche Selbstzeugnisse von Menschen mit solchen Biografien publik geworden. Solche Selbstzeugnisse gibt es allerdings schon seit Jahrhunderten, eines der ältesten und immer noch eindrücklichsten ist die Autobiografie von Thomas Platter aus dem Jahr 1572.⁶

Die Schweiz hat eine föderalistisch segmentierte, kleinräumige politische Struktur, welche bis 2013 in den meisten Kantonen den einzelnen Gemeinde, insbesondere auch kleinen Landgemeinden, im Vormundschafts- und Jugendfürsorgewesen eine grosse Macht fülle und einen an Willkür grenzenden Ermessensbereich zuwies.⁷ Zudem hatten die verschiedenen in der Schweiz präsenten Konfessionen, ferner auch private Vereine wie die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft⁸ und ihre regionalen Abteilungen, weiter diverse regionale, private Armenerziehungsvereine oder Stiftungen und Organisationen wie die Pro Juventute⁹ oder die

⁴ Norbert Elias und John L. Scotson: Etablierte und Aussenseiter, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1990 (englischsprachige Erstausgabe London 1965)

⁵ Einen Überblick zum Forschungsstand sowie diverse Artikel zu einem breiten Spektrum von Einzelthemen enthält der Sammelband von Markus Furrer / Kevin Heiniger / Thomas Huonker / Sabine Jenzer / Anne-Françoise Praz (Hg.): Fürsorge und Zwang: Fremdplatzierung von Kindern und Jugendlichen in der Schweiz 1850 - 1980. Itinera 36 / Beiheft zur Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte, Schwabe, Basel 2014. Auf http://www.kinderheime-schweiz.ch/de/kinderheime_schweiz_literatur_liste.php

finden sich zahlreiche Titel weiterer neuerer und älterer Darstellungen zur Thematik.

⁶ Die neueste von zahlreichen Ausgaben: Thomas Platter, Erinnerungen, Schwabe, Basel 2006.

Auf http://www.kinderheime-schweiz.ch/de/kinderheime_schweiz_literatur_liste.php finden sich zahlreiche Titel weiterer Autobiografien ehemals Fremdplatzierter aus dem deutschen Sprachraum, in grosser Anzahl vor allem aus den Jahren seit 2000.

⁷ Vgl. Marco Leuenberger / Lea Mani / Simone Rudin / Loretta Seglias: "Die Behörde beschliesst" - zum Wohl des Kindes? Fremdplatzierte Kinder im Kanton Bern 1912-1978, hier + jetzt, Baden 2011

⁸ Vgl. Beatrice Schumacher (Hg.): Freiwillig verpflichtet. Gemeinnütziges Denken und Handeln in der Schweiz seit 1800, NZZ libro, Zürich 2010

⁹ Zur Jugendfürsorge durch die Stiftung Pro Juventute und insbesondere zu deren "Hilfswerk für die Kinder der Landstrasse", das von 1926 bis 1973 erklärermassen die Auflösung der jenen Volksgruppe durch Trennung jener Kinder von Eltern und Geschwistern betrieb, vgl. u.a. Sara Galle / Thomas Meier: Von Menschen und Akten. Die Aktion «Kinder der Landstrasse» der Stiftung Pro Juventute, Chronos, Zürich 2009

Seraphischen Liebeswerke¹⁰ in der schweizerischen Sozialpolitik grossen Einfluss; sie bauten und betrieben auch selber Kinderheime und Erziehungsanstalten.

Dies führte lange zu einem vielfältigen Nebeneinander von Fremdplatzierungsformen wie Mütter- und Säuglingsheimen, Kinderheimen, Platzierung in Pflegefamilien, Erziehungsanstalten und Zwangsarbeitsanstalten für ältere Jugendliche sowie für Erwachsene. Die Einweisung in diese Institutionen erfolgte meist auf der Stufe der einzelnen Gemeinden oder regionaler Bezirke.

Vielfach waren Laien, Bauern, Lehrer, Pfarrer, dafür zuständig, die dabei ihr jeweiliges persönliches und konfessionelles Beziehungsnetz im Fremdplatzierungsbereich pflegten. Eine fachliche und juristische Aufsicht bestand lange nur in Ansätzen und die Abgrenzung von Einweisungs-, Erziehungs-, Expertisierungs- und allfälligen Rekursinstanzen war sehr mangelhaft; die Betroffenen standen einem mächtigen Netzwerk gegenüber, das auf Kritik und Beschwerden abweisend und sanktionierend reagierte - etwa durch Versetzungen an härter geführte Plätze respektive Institutionen, bis hin zur Einweisung von Kindern und Jugendlichen in psychiatrische Anstalten und Strafanstalt. In der von diesen Kreisen selbst verfassten Fachliteratur wurden die Leiden und Defizite der Opfer dieses Fürsorgesystems deren als angeblich "erblich minderwertig" hingestellten Konstitution, dem moralischen Fehlverhalten von deren oftmals unverheirateten Eltern oder deren angeblichem eigenen "Versagen" aus "Charakterschwäche", "Haltlosigkeit" und "Verwahrlosung" zugeschrieben.¹¹

Im von 1912 bis 2013 geltenden schweizerischen Zivilgesetzbuch, ebenfalls in vielen kantonalen so genannten "Versorgungsgesetzen" sowie im Strafgesetzbuch spielten im Fürsorge - und Vormundschaftsbereich solche stigmatisierenden und extrem ungenau definierte Begriffe (wie z. B. "Liederlichkeit", "Arbeitscheu" oder "Verwahrlosung") in eigentlichen Gummiparagraphen, die der behördlichen Willkür Tür und Tor öffneten, eine zentrale Rolle.

Ausgeblendet wurde bei diesen stigmatisierenden Etikettierungen, dass Fremdunterbringungen und Einweisungen in Erziehungsanstalten vor allem Kinder der Unterschichten betraf, während Kinder der Oberschicht weit seltener der Fremdplatzierung durch dieses Netzwerk und gemäss solchen Paragraphen unterlagen. Diese verblieben selbst bei schwerwiegenden Erziehungsmängeln, häuslicher Gewalt, Alkoholismus eines Elternteils, psychische Störung eines Elternteils, sexuellem Missbrauch, Müsiggang, Drogensucht, oft in den Familien. Wer sich ein Dasein als Witwe oder Witwer mit Dienstpersonal oder wenigstens in einem durch Vermögenseinkünfte gesicherten Haushalt finanziell leisten konnte, der konnte auch als alleinerziehende Person seine Kinder behalten. In den Konstellationen, wo in den Unterschichten routinemässig zur Auflösung der Familien geschritten wurde, wie Krankheit,

¹⁰ Zum Seraphischen Liebeswerk Solothurn vgl. Thomas Huonker: "Alle sind auseinander gerissen worden. Keines weiss, wo das andere ist." Ein jenes "Niemandskind" unter Vormundschaft des Seraphischen Liebeswerks Solothurn, in: Die Kinder des Staates, Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, Studienverlag Wien, Jg. 25 / 2014, Doppelnr. 1 + 2, S. 248 bis 275. Es gab auch seraphische Liebeswerke in anderen Kantonen.

¹¹ Vgl. Thomas Huonker: Diagnose: "moralisch defekt". Kastration, Sterilisation und Rassenhygiene im Dienst der Schweizer Sozialpolitik und Psychiatrie 1890-1970, Orell Füssli, Zürich 2003; Gisela Hauss / Béatrice Ziegler / Karin Cagnazzo / Mischa Gallati: Eingriffe ins Leben. Fürsorge und Eugenik in zwei Schweizer Städten (1920-1950). Zürich 2012

Erwerbslosigkeit oder Tod von einem oder beiden Elternteilen, aber auch Scheidung oder Einsperrung (Haft, Psychiatrisierung) der Eltern, stand den Kindern aus den Oberschichten häufig die Möglichkeit des Aufwachsens in der Verwandtschaft oder in Internaten und Landerziehungsheimen zu, nicht in den fürsorgerischen Fremdunterbringungsformen, die dadurch gekennzeichnet waren, dass ihr Betrieb zwecks Senkung der Steuerlast für die Bessergestellten möglichst billig zu sein hatte.

Die Tatsache, dass in der Schweiz im Vergleich zu anderen europäischen Staaten wesentliche Elemente des Sozialstaats wie Alters- und Invalidenrenten, Krankenversicherung, Arbeitslosengeld, Kindergeld, Alimentenbevorschussung, Mutterschafts- resp. Vaterschaftsurlaub um Jahrzehnte verspätet eingeführt wurden und werden, hat die Schichtspezifität der Fremdplatzierung stark und lange geprägt und prägt sie noch.

Am kostengünstigsten war in der Phase von 1920 bis 1970, in deren Bereich die traumatischen Kindheitserlebnisse meiner Interviewpartner fallen, die Platzierung als Verdingkind. Dieser in der Schweiz, aber auch in einigen benachbarten Ländern verbreitete Bezeichnung ist synonym mit Begriffen wie Hütekind, Kostkind, Dienstmädchen oder Dienstknaube und war eine Daseinsform von meist in landwirtschaftlichen Betrieben Fremdplatzierten in der Lebensphase zwischen 5 bis 16 oder 17 Jahren. Es war eine Fremdunterbringungsform, bei welcher seitens der Einweisenden wie der "Pflegerinnen" davon ausgegangen wurde, dass es für die "Pflegekinder" in erster Linie ein Arbeitsverhältnis bedeutete. Einer Minimalpflege, was Kleidung, Schuhwerk, Nahrung, Hygiene, Unterbringung und Bildung betraf, stand dabei eine maximale Ausbeutung der kindlichen und jugendlichen Arbeitskraft gegenüber. Haupterziehungsmittel waren Strafen wie Prügel, Einsperrung, Nahrungsentzug, Androhung der Versetzung an noch härtere Plätze. In vielen Interviews erwähnte Tagesabläufe berichten von Kinderarbeit in Stall, Feld, Haus und Garten vor der Schule, über Mittag und nach der Schule. Damit war die Zeit für Schulaufgaben, Spiel, Ausflüge und Ferienreisen, Besuch von Verwandten und Bekannten, die in normalen Kindheiten einen grossen Stellenwert einnimmt, durch Arbeitszeit ausgetauscht.¹²

Mit den niedrigen Unterbringungskosten als Verdingkind konkurrieren konnte die Einweisung in ein grosses Heim mit angegliedertem Garten-, Gewerbe- und/oder Landwirtschaftsbetrieb, dies vor allem auch, wenn die Lohnkosten für das Heimpersonal tief gehalten werden konnte. Letzteres wurde durch den Einsatz von unverheiratetem Personal, häufig aus christlichen Orden und Kongregationen, erreicht. Diese hatten dafür seitens der einweisenden Instanzen, die staatlich waren, den Freipass zur religiösen Indoktrination der Heimzöglinge.¹³

Solches konnte allerdings auch bei Pflege- und Adoptionsverhältnissen der Fall sein.

In beiden Varianten bedeutete dies die Auslieferung von Kindern mit familiären Defiziten aus der ohnedies sozial verletzlichen Unterschicht an eingeschränkte und nicht notwendigerweise und immer, aber leider sehr oft rohe und brutale Verhältnisse. Dies schloss in vielen Fällen den

¹² Vgl. Marco Leuenberger / Loretta Seglias (Hg.): Versorgt und vergessen. Ehemalige Verdingkinder erzählen, Rotpunkt, Zürich 2008. Das Buch ging aus einem Nationalfondsprojekt hervor, in dessen Verlauf 270 lebensgeschichtliche Interviews mit ehemaligen Verdingkindern oder anderweitig Fremdplatzierten (Heim, Erziehungsanstalt, Adoption) geführt wurden.

¹³ Vgl. Urs Hafner: Heimkinder. Eine Geschichte des Aufwachsens in der Anstalt. hier + jetzt, Baden, 2011; Wolfgang Hafner: Pädagogik, Heime, Macht - eine historische Analyse. Integras, Zürich, 2014

sexuellen Missbrauch ein. Die Täterschaften umfassen dabei - die Aufzählung ist aber unvollständig - Einweisende, Vormünder, Pflegeeltern, Pflegegeschwister, Knechte, Heimleitende und Heimpersonal, darunter Geistliche und Ordensleute inklusive Nonnen sowie ältere Mitzöglinge im Heim.

Selbstverständlich gab es auch gute Pflegefamilien, wo sich Zuwendung und Mithilfe im Betrieb die Waage hielten, wo Nahrung, Kleidung und Hygiene in Ordnung waren und die Ausbildung gefördert wurden. Ebenso gab es gut geführte Heime. Das war vom Gesetz keineswegs verboten, sondern galt eigentlich als Norm. Allzuoft diente diese Norm jedoch nur der Legitimation und Beschönigung der oftmals den verantwortlichen Behörden durchaus bekannten traumatisierenden und stigmatisierenden Verhältnisse.

3. Zu meinen Interviews: Methodik, Wertungen, soziales Umfeld

Der Zeithorizont meiner narrativen Interviews¹⁴ mit Personen dieser Prägung reicht teilweise bis in deren frühe Jahre in den 1920er Jahren zurück, etliche stammen aber auch von jüngeren Betroffenen, die in den 1960er und 1970er Jahren geboren wurden.

Es ist eine Besonderheit der meisten der von mir aufgenommenen narrativen Interviews, dass ich sie in Zusammenarbeit mit und im Auftrag von Organisationen durchführte, die selber von durch Heimerziehung oder anderweitige Fremdplatzierung geprägten Personen geleitet sind, nämlich der jesischen Organisation Radgenossenschaft der Landstrasse (in den Jahren 1986 und 1987, geleitet von Präsident Robert Huber und Sekretär Clemenz Graff)¹⁵ sowie der Guido Fluri-Stiftung (in den Jahren 2011-2015, geleitet von Stiftungsratspräsident Guido Fluri).¹⁶ Auch in einigen anderen Forschungsprojekten arbeitete ich mittels oral history¹⁷ respektive Interviews, auf die ich hier aber nicht näher eingehe.

¹⁴ Vgl. u.a. Ivonne Küsters: Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen, VS, Wiesbaden 2006

¹⁵ Diese Interviews sind als Protokolle, d.h. ohne die Fragen des Interviewers, abgedruckt in Thomas Huonker: Fahrendes Volk - verfolgt und verfehmt. Jenesische Lebensläufe, Limmat, Zürich, 1987, S. 127 - 258. Dieses Buch ist vergriffen, die 2. Auflage von 1990 ist online auf http://thata.ch/wordpress/wp-content/uploads/2012/07/thomas_huonker_fahrendes_volk_verfolgt_und_verfehmt_jenesische_lebenslaue.pdf

Die Interviews liegen auch als Original-Audiodateien vor.

¹⁶ Ein kleinerer Teil diese Interview ist online, und zwar als Videointerviews, auf http://www.kinderheime-schweiz.ch/de/kinderheime_schweiz_videos.php

¹⁷ Das älteste und gleichzeitig schon sehr breit angelegte Projekt mit einem umfangreichen Projektteil in oral history war das Federal Writer's Project, ein Arbeitsbeschaffungsprogramm für arbeitslose Intellektuelle unter der Regierung Roosevelt in den USA, betrieben von 1935 bis 1943. Eines der älteren dieser Projekte ist das Pittsburg Oral History Project, für welches ab 1968 hunderte von Interviews mit Mitgliedern der jüdischen Gemeinde in Pittsburg, USA, erstellt wurden, online hörbar auf <http://www.digital.library.pitt.edu/n/ncjw/a>

Verschiedene umfangreiche Sammlungen von Audio-, Film- und Videointerviews mit Holocaust-Überlebenden wurden seitens erstellt, einige davon sind die weltweit grössten oral history-Projekte. Die Einführung von oral history in den deutschsprachigen Wissenschaftsbetrieb erfolgte im Vergleich zur angelsächsischen Forschung verspätet. Pionier war Lutz Niethammer, vgl. das von ihm herausgegebene Buch Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der "Oral History", Syndikat, Frankfurt am Main 1980, Neuauflage Suhrkamp, Frankfurt am Main 1985. Die drei von ihm herausgegebenen Bände "Die Jahre weiss man nicht, wo man die heute hinsetzen soll":

Leider liegen noch nicht alle Interviews zum hier behandelten Themenkreis, die ich aufnahm, in transkribierter und publizierter Form vor. Einige sind als Videointerviews veröffentlicht. Die allermeisten Interviews wurden auf Schweizerdeutsch geführt, die Transkriptionen sind aber hochdeutsch. Es wird dabei nicht jeder Versprecher und jede Pause transkribiert, um die Texte gut lesbar zu halten, doch erfolgt die Transkription in die Standardsprache in möglicher Anlehnung an den Satzbau, das Vokabular etc. der Originalaufnahme in Schweizer Dialekt. Wer bei der Interpretation Aspekte der Phrasierung, der Intonation, des Zögerns, Suchens oder Stockens einbeziehen will, sei auf die digitalen Ursprungsdateien (Video oder Audio) dieser Interviews verwiesen. Wird die Transkription durch Versuche belastet, all dies mittels Schriftzeichen wiederzugeben, was allerdings kaum machbar ist, geht bei der Lektüre die inhaltliche Stringenz teilweise verloren, und der Text wirkt fehlerhaft und defizitär. Dies wäre auch nicht anders, wenn man Reden von Politikern oder Hochschuldozenten in dieser Weise transkribieren und veröffentlichen würde.

Die Interviews nenne ich narrativ, aber ebenso bezeichne ich viele von ihnen auch als lebensgeschichtliche Interviews. Denn oft geht das Interview über die Kinder- und Jugendzeit hinaus, da die Nachwirkungen der in der Kindheit erlittenen Traumata meist lebenslanglich sind. In eher seltenen Fällen verliefen Interviews auch sehr phasen- oder problembezogen und konzentrierten sich ganz auf die Heimzeit. Sie sind auch von sehr unterschiedlicher Länge, von 20 oder 30 Minuten bis zu 3 und mehr Stunden.

Ich bin zudem der Auffassung, dass narrative Strukturierungen sowohl im biografischen wie im gesellschaftlichen Bereich, insbesondere auch in der Geschichtsschreibung und in den Sozialwissenschaften, in vieler Hinsicht einen mitkonstituierenden Charakter haben.¹⁸ Wir sind zwar nicht immer und nicht nur das, was wir erzählen und was über uns erzählt wird. Manchmal sind wir es auch ganz und gar nicht. Aber diese Erzählungen sind doch wichtige Elemente der eigenen Identität und des gesellschaftlichen Rollenspiels sowie der Einordnung der wie auch immer verursachten und verlaufenden Strukturen und Ereignisse der eigenen Biographie.

Faschismuserfahrung im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960, Bd. 1, Dietz, Bonn 1983, Bd. 2, ebda, 1983: "Hinterher merkt man, dass es richtig war, dass es schiefgegangen ist", Bd. 3, ebda, 1985 "Wir kriegen jetzt andere Zeiten" basieren auf Hunderten von lebensgeschichtlichen Interviews.

¹⁸ Vgl. dazu u.a. Arthur C. Danto: Analytische Philosophie der Geschichte. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1974; Hayden White: Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth Century Europe, Johns Hopkins UP, Baltimore 1973; Paul Ricoeur: Zeit und Erzählung, Bd. 1: Zeit und historische Erzählung, Paderborn 2007 (französischsprachige Erstausgabe 1983 -1 985); Bd. 2: Zeit und literarische Erzählung; Bd. 3: Die erzählte Zeit,; Jürgen Straub (Hg.): Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte. Erinnerung, Geschichte, Identität, Bd.1. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1998. Zu Elementen des kollektiven Gedächtnisses, die nicht oder nicht nur auf Erzählungen beruhen, vgl. u.a. Maurice Halbwachs: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1984 (erstmalig deutsch erschienen 1966, französischsprachige Erstausgabe 1925. Maurice Halbwachs wurde 1945 im KZ Buchenwald ermordet); Aleida Assmann: Geschichte im Gedächtnis. Von der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung. Beck, München 2007

Meist fordere ich die Interviewpartner zu Gesprächsbeginn auf, ihre Geschichte "von vorn" respektive "bei Null" zu beginnen, soweit sie die Umstände ihrer Geburt und frühen Kindheit nachträglich erfahren haben; die eigene Erinnerung ermöglicht ja im Allgemeinen nur einen Rückblick bis frühestens ins zweite Lebensjahr. Somit erlaubt diese Einstiegsfrage auch, die Lebenserzählung quasi "von hinten" oder im Jetzt zu beginnen, nämlich mit dem Prozess des Sich-Erinnerns oder, wie bei Fremdplatzierten häufig, mit dem aktuellen Stand der Suche nach Akten und Wissen um die eigene Herkunft. Dieses Wissen blieb Erwachsenen mit einer solchen Kindheit sehr oft absichtlich vorenthalten, und erst das neuere Akteneinsichtsrecht und die oft jahrelange eigene Suche nach den Spuren der Herkunft erlauben den Erzählenden den Rückblick auf die Umstände ihrer Geburt und frühen Kindheit.

Wie immer dann die Interviewten den Einstieg und die Erzählstruktur gestalten, meine Funktion als Interviewer ist dabei nicht die eines Gesprächsleiters, der einen "Leitfaden" oder sonst etwas vorgibt oder vorstrukturiert, sondern die des respektvollen und achtsamen Zuhörers von Geschichten und Episoden, welche die Interviewten oft als schuld- und tabubelastete, teilweise verwirrlige und bedrohliche Datenmasse mit sich tragen und nicht ohne Schmerz und Gefühlspein so äussern, wie sie es wollen.

Allerdings ist die Rolle des Zuhörers nicht die einzige des Interviewenden, abgesehen von der meist in Personalunion zu vollbringenden Rolle des Kamera- und Tonmanns. Für den Gesprächsfluss und zur Vergewisserung des Verständnisses des Gesagten braucht es auch immer wieder Nachfragen seitens des Forschers. Wichtig ist ein möglichst subtiles, keineswegs im Verhörstil gehaltenes Nachfragen nach Hintergründen, ferner auch durch ein zurückhaltend kommentierendes oder vergleichendes Einordnen der jeweils erzählten Lebensgeschichte in die historisch-soziale Situation, in Kenntnis und unter Hinweis auf parallele Lebensgeschichten als Orientierungshilfe und Orientierungswissen. Eine solcher Gesprächsverlauf kann neben der an sich schon hilfreichen und Halt gebenden narrativen Struktur des vom Interviewten selbst zeitlich oder thematisch geordneten Erzählflusses auch zu einer Auflösung der angeblichen Schuld resp. des daraus folgenden Schuld- und Schamgefühls ermöglichen, seien solche Gefühle dem eigenen Verhalten (resp. "Versagen") oder de eigenen (angeblich "minderwertigen") "Anlagen" oder in denselben Kategorienden Eltern zugeschrieben. Dieser Versuch einer Zuordnung der systemischen, strukturellen, sozialen und historischen Faktoren, welche die Lebensgeschichte beeinflussten, muss im Gesprächsverlauf auch angemessene und nötige *wertende* Charakterisierungen solcher Einflüsse enthalten. Dies nicht nur seitens der interviewten Person, sondern auch seitens des Interviewenden. Es muss auch seitens des Forschenden die Auffassung und Charakterisierung eines Teils dieser Faktoren als Unrecht, Geldgier, Hypokrisie, Sadismus oder Herzlosigkeit klar ausgedrückt werden, nicht im Übermass oder in ideologisch vorgegebener Weise, aber wie gesagt klar *wertend*.

Eine angeblich "wertfreie" sogenannte "Objektivität" als Wissenschaftler anzustreben wäre, falls in einem solchen Interview-Setting überhaupt machbar, forschungsethisch verfehlt. Denn sie würde ethische Grundprinzipien ausblenden, die auch für die Wissenschaft gelten. Zudem ist dem forschenden Subjekt die Subjektivität immanent. Sie kann nicht objektiviert werden. Entweder wird die Subjektivität des Forschers mit einbezogen und mitreflektiert, oder sie

unterläuft und beeinflusst die angebliche "Objektivität" des Subjekts unbewusst und unreflektiert.¹⁹

Eine die historischen und sozialen Hintergründe in die Biographie integrierende, gesellschaftliche Schuldzuschreibungen und Stigmatisierungen an ihre Adressaten zurückverweisende, und somit klärende und befreiende Wirkung solcher Gespräche ist erfahrungsgemäss viel grösser und leichter erzielbar in einem sozialen Klima oder einer historischen Phase, in welcher auch die Gesellschaft via Medien, Film, Literatur, Politik und Wissenschaft ehemals tabuisierte oder idealisierte düstere gesellschaftliche Bereiche einer kritischen Bewusstwerdung, Wahrnehmung, Durchleuchtung und Aufarbeitung unterzieht. Vor diesem Hintergrund ist auch der erwähnte Umstand von Bedeutung, dass ich die meisten dieser Interviews im Rahmen von Betroffenenorganisationen und im Umfeld einer sozialen Aufarbeitung von Tabuthemen erstellte und erstelle. Solche Aufarbeitungen sind ebenfalls nicht wertfrei, sondern beabsichtigen meist eine nicht zuletzt auch finanziell dotierte, mit politischer Anerkennung und Rehabilitation der Opfer verknüpfte gesellschaftliche Einsicht in den Unrechtscharakter früher praktizierter struktureller und individueller Gewalt und Unterdrückung und orientieren sich an einer Ethik der allgemeinen und gleichen Menschenrechte.

Aber selbst wenn solche Interviews in einem solchen Umfeld letztlich und längerfristig eine klärende und befreiende Wirkung haben, darf nicht vergessen werden, dass für die ihre traumatisierende Lebensgeschichte Erzählenden diese Erinnerungsarbeit nicht nur mit schweren Beklemmungen und Hemmungen verbunden ist während des Erzählens selbst, sondern auch im Vorfeld und im Nachhinein, manchmal über den Zeitraum einiger Tage, aber auch Wochen hin, Flashbacks, depressive Schübe und andere schmerzhaft Gefühle auslösen kann. Dass die Betroffenen dies auf sich nehmen, um zuhanden der Wissenschaft und der Öffentlichkeit als Zeitzeugen aufzutreten, ist ihnen hoch anzurechnen und keineswegs selbstverständlich. Ein schlecht geführtes, nicht empathisches, im Verhörstil geführtes Interview kann retraumatisierend wirken und hat dann den Stellenwert einer erneuten Viktimisierung.

Die Interviews, die ich 1986/1987 mit Jenischen machte, erfolgten im Umfeld der politischen und gesellschaftlichen Prozesse, die zur Entschuldigung von Bundespräsident Egli gegenüber den Jenischen am 3. Juni 1986, zur (allerdings minimalen) finanziellen Abgeltung des ihnen angetanen Unrechts und zur (über Jahre trotz einschlägiger Regierungsversprechen aufgeschobenen) offiziellen wissenschaftlichen Aufklärung ab 1997 führten.

Die Interviews, die ich zwischen 2011 und 2015 mit ehemals Fremdplatzierten führte, fanden in einer Zeit statt, als sich Bundesrätin Simonetta Sommaruga gegenüber den Opfern fürsorglicher Zwangsmassnahmen entschuldigte (am 11. April 2013) und als schliesslich die

¹⁹ Vgl. zu Reflexion versus Unbewusstheit der Subjektivität Forschender in den Sozialwissenschaften das methodisch grundlegende Werk des Ethnologen Georges Devereux: *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*, München o.J. (1973), insbesondere S. 179-182; eine Neuausgabe dieses Werks erschien bei Suhrkamp, Frankfurt am Main 1998, die englischsprachige Originalausgabe aber schon 1967. Zum Funktionieren des (französischen) Wissenschaftsbetriebs vgl. Pierre Bourdieu: *Homo academicus*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1992 (französischsprachige Erstausgabe 1984)

Vorbereitung einer gesetzlichen finanziellen Abfindung der dieser Opfer auch in der Schweiz ihren Anfang nahm.

Ich habe an diesen gesellschaftlichen Aufarbeitungsprozessen nicht nur in meiner Rolle als Wissenschaftler teilgenommen, sondern auch als Bürger, auf organisatorischer und politischer Ebene, ferner auch durch eigene Presseartikel sowie als Auskunftsperson für Medienschaffende. Gegenwärtig bin ich aktiv als Mitglied des Vereins Fremdplatziert (seit dessen Gründung am 7. April 2012),²⁰ als Mitglied des Runden Tisches für die Opfer fürsorgerischer Zwangsmassnahmen (seit dessen Start am 13. Juni 2013),²¹ als Mitglied des Initiativkomitees für die Wiedergutmachungsinitiative²² sowie als Mitglied der vom Bundesrat am 5. November 2014 ernannten Unabhängigen Expertenkommission zur wissenschaftlichen Aufarbeitung der administrativen Versorgungen.

Soviel zur historischen Situierung und zur Methodik meiner Interviews, die, um auch dies noch festzuhalten, im Sinn der Geschichtswissenschaft von mir mitproduzierte Quellentexte respektive Video- und Audiodokumente sind, oder, im Sprachspiel der Sozialwissenschaften, von mir und meiner Forschung generierte Datensätze.

Im folgenden Teil mit Auszügen aus Interviews fokussiere ich auf auf exemplarische Schilderungen traumatisierender Situationen und traumatischen Erlebens ehemaliger Heimkinder; zu den im Referat ebenfalls angesprochenen Aspekte der Stigmatisierung sowie von Gesprächspassagen mit Äusserungen des Interviewers zu Wertung und Einordnung des Erlebten in gesellschaftliche und strukturelle Zusammenhänge müssten andere Passagen beigezogen werden.

4. Kommentierte Auszüge aus Interviews

Ich gliedere diese Auswahl nach Situationen.

4.1. Trennung, Transport und Ankunft im Kinderheim

Der zum Zeitpunkt des Video-Interviews (22. 2. 2011)²³ 82jährige Max Emmenegger schildert die Wegnahme, Trennung und Einweisung ins Kinderheim, wie sie er und sein Bruder im Jahr 1929 erlebten, wie folgt:

"Wir haben damals in Reussbühl (einem Stadtteil von Luzern) gewohnt und dann ist der Vormund gekommen, mit einem Motorrad, und hat mich vorne auf den Tank gesetzt und den Bruder hinten drauf, und dann hat die Mutter uns einen Schokoladenstängel gegeben, und dann sind wir abgefahren, die ganze Nacht."

²⁰ Siehe auch die Website des Vereins: <http://www.fremdplatziert.ch>

²¹ Dokumente zu den Aktivitäten, die Sitzungsprotokolle und der auch gedruckt vorliegende Bericht "Fürsorgerische Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen in der Schweiz vor 1981" des Runden Tisches vom 1. Juli 2014 (mit Massnahmenvorschlägen) finden sich online auf <http://www.fuersorgerischezwangsmassnahmen.ch> Dort ist auch der informative Vortrag "Transgenerationale Weitergabe von Traumata" der Psychoanalytikerin und Dokumentarfilmerin Jeannette Fischer zur Thematik der generationsübergreifenden Traumatisierung am Beispiel von ehemals Fremdplatzierten, gehalten an der Sitzung des Runden Tisches vom 21. Januar 2015, abrufbar.

²² Siehe auch die Website der Initiative: <http://www.wiedergutmachung.ch>

²³ Online auf http://www.kinderheime-schweiz.ch/de/kinderheime_schweiz_videos.php

Der Vormund war für die Kleinkinder ein Fremder, die Fahrt dauerte stundenlang und fand im Dunkeln statt, das Ziel war den Kindern unbekannt. Der Fahrtwind dürfte für Kältegefühle gesorgt haben. Die Sicherheit war nicht gewährleistet, der Dreijährige wurde auf den Motorradtank gesetzt, er behinderte den Fahrer bei der Gangschaltung und es bestand die Gefahr, dass seine Beine in die Radspeichen gerieten. Max Emmenegger berichtet weiter: "Und dann sagte der (Vormund): 'Halt doch mal deine Beine weg!' und ich zitterte wie wahnsinnig. Ja, ich hatte Angst und wusste nicht, was da passiert."

Die Fahrt führte so weit weg vom Elternhaus, weil die Kinder vom Wohnort Luzern in die kostenpflichtige und vormundschaftlich zuständige ländliche Heimatgemeinde des Vaters verfrachtet wurden; die Unterbringung im lokalen Kinderasyl, auch Kinderheim oder Waisenhaus genannt, in Schüpfheim im Entlebuch²⁴ war für die dortigen Behörden die günstigste Fremdplatzierung. Der Transport erscheint in der Erinnerung, vermutlich aufgrund der damit verbundenen Angstgefühle in Gefahr, Dunkelheit und Kälte, zeitlich länger, als sie wohl gedauert hat. Die Entfernung zwischen Luzern und Schüpfheim beträgt 36 Kilometer.

Die Ankunft als Dreijähriger im Kinderasyl schildert der 82jährige so:

"Und dann sind wir in dieses Waisenhaus gekommen und da kamen diese Klosterfrauen, die Schwarzen, und wir haben natürlich geweint. Mutter war ja nicht mehr dabei und wir haben geweint und geweint. Zwei Tage lang haben wir nichts gegessen. Man konnte uns kaum trösten."

Vermutlich war die Angst auf dem Motorrad so beklemmend gewesen, dass das Weinen erst im Kloster einsetzte, als das Kind den definitiven Verlust seiner gewohnten Umgebung zu realisieren begann und mit der Fremdheit und Unvertrautheit des neuen Milieus konfrontiert war. Es war vielleicht auch ein Gespür, ein Vorgefühl für die hier waltende Brutalität, die Max Emmenegger gleich anschliessend schildert, nachdem er noch erwähnte, dass ein später ebenfalls in dieses Heim eingewiesenes Schwesterchen dort mit 8 Jahren starb. Max Emmenegger charakterisiert das von Nonnen und Mönchen geführte Heim so:

"Das war eigentlich ein Tyrannenasyll. Am Bibeltisch haben sie uns angeschnallt, um den Rücken und Oberschenkel, und dann haben sie uns verprügelt, zu zweit. Danach konntest du nicht mehr auf einem Stuhl sitzen. Dann hat man am Hintern geblutet."

Eine jüngere Zeitzeugin, die 1956 geborene Annemarie Iten-Kälin,²⁵ die im Unterschied zu Max Emmenegger, dessen Eltern ja lebten, wegen des Todes beider Eltern in ein anderes Waisenhaus respektive Kinderheim kam, in das von Einsiedeln, schildert ihre dortige Ankunft als 8jährige, im Jahr 1964, rückblickend so:

"Ich kam erst mit 8 Jahren ins Kinderheim. Meine Eltern - meine Mutter starb, als ich siebeneinhalb war, und mein Vater starb ein halbes Jahr später ebenfalls. Wir waren eine Grossfamilie, ursprünglich 10 Kinder, und 4 dieser Kinder kamen ins Heim, in das so genannte Waisenhaus. Diesen Eintritt werde ich sicher das Leben lang nie vergessen. Weil wir geholt wurden. Wir wurden gar nichts gefragt. Der Vater war beerdigt, kurz darauf wurden wir geholt."

²⁴ Vgl. zur Geschichte dieser Institution folgende onlineresource: http://www.kinderheime-schweiz.ch/de/pdf/kapuzinerkloster_korrektionsanstalt_und_kinderheim_schuepfheim_entlebuch_165_5-1955_mit_aktuellen_ergaenzungen.pdf

²⁵ Das Videointerview fand am 10. Mai 2014 statt und ist online auf http://www.kinderheime-schweiz.ch/de/kinderheime_schweiz_videos.php

Wir kamen in das Kinderheim, und diese Tür knallte zu. Das ist mir geblieben und wird mir immer bleiben. Das war einfach so, und Knall: Jetzt bist du dort."

Hier entfiel die Traumatisierung durch einen Transport ins Ungewisse, ebenso die mit der Einweisung oft verbundene Abschiedsszene, da die Familie in der Heimatgemeinde Einsiedeln gewohnt hatte, und die Eltern tot waren. Zumindest von aussen wusste die Waise, wo das Waisenhaus war und dass dieses nun ihre Bestimmung sei. Sie wurde zusammen mit 3 ihrer Geschwister vom Vormund und einer Frau dorthin gebracht.

Die 4 Geschwister, obzwar gemeinsam eingetreten, wurden auf die verschiedenen Abteilungen verteilt und somit getrennt. "Wir waren drei Mädchen und ein Bub. Der Bub kam in die Bubenabteilung. Den sahen wir gar nicht mehr. Und eine Schwester und ich kamen in die Mädchenabteilung. Und die jüngste kam zu den Kleinen, den so genannten 'Springerli'."

Nach der Schilderung der Räumlichkeiten, der strengen Regeln und einer einzelnen Nonne, deren liebevoller Umgang sie abhob von anderen Klosterfrauen, kommt die Erzählerin nochmals auf den Moment des Eintritts zurück, weil sie diese Erinnerung offensichtlich immer wieder belastet: "Wir kamen dort hinein, unsere Eltern waren gestorben - keiner hat mit uns geredet. Keiner konnte uns Unterstützung geben. Es war so schlimm für mich, schon mit 8 Jahren. Ich kann mich erinnern, wie ein Mädchen mich auslachte. Sie müssen sich vorstellen: Da sind katholische Klosterschwester, es kommen solche Kinder ins Kinderheim, deren Vater sich umbringt, was das für eine Zeit war. Und es kam ein Mädchen - es hat mich ausgelacht: Bäh, dein Vater hat sich umgebracht! Ich weinte. Und da kam ich von der Klosterfrau auch noch dran. Ich kann mich erinnern, dass ich nachher, weil ich so weinen musste, (als Strafe) in die Ecke stehen musste."

Zu den traumatisierenden Situationen und dem traumatischen Erleben kam das mit Strafen durchgesetzte Verbot hinzu, darüber Trauer und Kummer zu zeigen.

Ebenfalls zum Eintritt ins Waisenhaus Einsiedeln, allerdings 12 Jahre vorher, 1952, und den darauf folgenden Gefühlen der Trauer und der Verlassenheit äussert sich Marlies Birchler, geboren 1950, im Videointerview vom 29. Januar 2015:²⁶

"Ich kam mit meinem jüngeren Bruder - ich war 2jährig und er 8 Monate alt - ins Waisenhaus Einsiedeln. Angeblich, von den Behörden her, kamen wir ins Heim für einen Erholungsaufenthalt, weil wir angeblich beide krank waren. Und - aber die Behörden haben dann den Eltern das Fürsorgerecht entzogen, und wir blieben dann in dem Heim."

In einem selbst geschriebenen Bericht schrieb sie dazu: "Wir wurden unter Amtsvormundschaft gestellt. Und so wurden aus den 3 Monaten 11 Jahre Kinderheim Einsiedeln. Es war ein katholisches Heim, geführt von Ingenbohrer Schwestern. Meine Eltern habe ich sehr wenig gesehen. Anfänglich besuchten sie uns noch sporadisch, dann überhaupt nicht mehr. Das Versprechen meines Vaters, uns nach Hause zu holen, wurde nie eingelöst. Das war sehr bitter.

Dieses Versprechen war meine einzige Hoffnung und mein einziger Trost im Dauergefühl von tiefer, unendlicher Verlassenheit, Bedrohung, Angst, Verlorenheit und Einsamkeit. Und wenn ich über Mittag zur Strafe, anstatt mit den anderen Kindern zu sein, allein ins Bett musste, sass ich auf dem Bett, im abgedunkelten Schlafzimmer, weinte verzweifelt und rief nach dem Vater,

²⁶ online: http://www.kinderheime-schweiz.ch/de/kinderheime_schweiz_videos.php

uns doch zu holen und tröstete mich mit diesem Ziel, an das ich mich klammerte. So allein im Schlafzimmer zu sein machte mir Angst und ich fühlte mich sehr bedroht. Auch wusste ich nie, wann ich wieder herausgeholt würde. Irgendwann zerschlug sich diese Hoffnung, denn er kam nie. Das Versprechen, an das ich mich in meiner Not klammerte, löste sich in Luft auf." ²⁷

Während sich die Waise auf ihre Eltern keine Hoffnungen mehr machen kann, ist die Frage der so genannten "Sozialwaise" nach dem Verbleib ihrer Eltern, von denen sie getrennt ist, nicht hilfreich, sondern ein steter Auslöser bitterer Gedanken und Vorwürfe des Kindes an die Eltern, von denen es, ohne die Massnahmen der Behörden und deren Folgen zu kennen und diese durchschauen zu können, sich im Stich gelassen fühlt.

4.2. Strafen

Neben der bereits geschilderten Prügelzeremonie schildert Max Emmenegger auch den Horror von Einsperrungsstrafen im Kohlenkeller oder anderen Isolations-Räumen, für welche Kälte, Dunkelheit, Gestank und unheimliches Treiben von Ratten oder Mäusen kennzeichnend war, was die Isolation und Verlassenheit mit zusätzlichen Ängsten und Leiden auflud.

Max Emmenegger schildert im erwähnten Video zwei solche Räumlichkeiten und deren Wirkung auf das Kind im Waisenhaus Schüpfheim:

"Einmal haben sie mich in einem Kohlenkeller eingesperrt. Da hatte es ein kleines Loch wo sie die Kohle runtergelassen haben, und das war sehr steil und dann habe ich gewusst, immer am Mittwoch ist Besuchszeit und dann gehen dort Leute vorbei. Und ich kraxelte und kraxelte, bis ich oben war. Dann habe ich es geschafft, am Nachmittag um zwei Uhr war ich dort oben. Dann nahm ich eine Handvoll Kohle und habe die jemandem an die Beine geworfen. Dann hat sie unten reingeschaut und gesagt: ‚Nein, das darf ja nicht wahr sein, das Büblein da unten ist kohlrabenschwarz.‘ Aber fünf Minuten später war ich dann draussen. Dann mussten sie mir öffnen.

Einmal haben sie mich in der Küche unten eingesperrt. Dort hatte es Treppen und dahinter waren zwei grosse Fässer mit Abfall, gestunken (hat es) wie ein Schwein dort hinten. Ein Tag und eine Nacht war ich dort hinten, am Boden unten kauend, die Ratten sind mir über den Kopf gekrabbelt und gestunken (hat es)... Ich wusste nichts anderes. Ich lag einfach wie ein Toter am Boden. Ich hatte nicht einmal die Kraft, um zu weinen. Ich habe nicht geweint. Und als sie mich rausgelassen haben, habe ich gar nichts mehr gesehen. Ich war blind. Dann mussten zwei Schwestern mich halten, damit ich überhaupt noch gehen konnte."

Marlies Birchler war Bettnässerin, was ein jahrelanges Martyrium von Strafexerzitien ohne Effekt auf das damit angeblich bekämpfte, in Wirklichkeit, durch weitere Verängstigung und Verunsicherung, noch geförderte Syndrom. Sie sagt im erwähnten Videointerview:

"Ich war Bettnässerin, und anfänglich hat man mich - das war eine Schwester Gerulfa, die damals zuständig war, und eine Angestellte, ich kann mich gut erinnern daran, das war für mich immer schlimm - abends jeweils aus dem Bett geholt und ins Badezimmer getragen. Manchmal ging ich auch neben ihr her, das war unterschiedlich. Im Badezimmer wurde kaltes Wasser in die Badewanne eingelassen, man hat mich in die Badewanne geschmissen - tja, geschmissen, oder hineinbefördert - und hat mich (hält sich am Haarschopf) immer wieder ins kalte Wasser getaucht, bis ich fast nicht mehr atmen konnte.

²⁷ Der autobiografische Bericht ist online auf http://www.kinderheime-schweiz.ch/de/kinderheime_schweiz_berichte_marlies_birchler.php

T.H.: Jesses. Als Strafe für das Bettnässen?

M.B.: Als Strafe für das Bettnässen. Immer wieder, bis ich ... Und dann hob sie mich heraus und verprügelte mich anschliessend noch.

T.H.: Jesses.

M.B.: Nicht einmal abgetrocknet. Geschlagen und dann ins Bett, ohne Kommentar.

T.H.: Das hat nichts genützt gegen das Bettnässen!?

M.B.: Das hat nichts genützt. Nein, im Gegenteil. Und das schlimme war, dass ich darauf warten musste, den ganzen Tag über Angst haben musste. Das war für mich ein Horror. Und ich wäre ja gerne - ich habe ja immer - ich hätte ja gerne wie die andern Kinder ein trockenes Bett gehabt. Ich musste das immer in Kauf nehmen, dass man mich einfach unter Wasser tauchte und dass ich dabei wirklich auch Todesangst hatte, weil ich Angst hatte, zu ertrinken. Ich sehe heute noch meine Hände. Sie sagte (zählt an den Fingern ab) auf 1, auf 2 ... und auf 10 musste ich zählen, dann tauchte sie mir den Kopf unter Wasser.

T.H.: Jesses.

M.B.: Und immer wieder, so. Nein, es nützte nichts. Es hat nichts genützt. Im Gegenteil. Ich hatte auch viel Angst, das heisst, ich hatte nachts auch extreme Träume, ich hatte Angstträume, Alpträume, ich sah manchmal Dinge, die nicht existierten, ich sah Geister tanzen, ich schrie nachts, dann kam sie, fragte: 'Was ist?' Ich sagte: 'Ich sehe dies und das, Mäuse!' Sie sagte: 'Wenn du brav wärest, würdest du auch nicht solche Dinge sehen.' Dann ging sie hinaus. Wir hatten auch nie ein Plüschtier, ein Kuscheltier, nichts."

Die Schuld für das Fehlverhalten wurde in einer prinzipiellen Fehlerhaftigkeit des Kindes gesucht, gefunden und mit quälerischen Strafen geahndet, welche die Verängstigung noch steigerte, die gesteigerten Ängste und Angstvorstellungen wurde wiederum als Beweis für Widersetzlichkeit, Fehlverhalten, Nicht-Brav-Sein interpretiert, eine endlose Spirale.

Nicht-Brav-Sein und insbesondere auch Interesse an Körperlichkeit wurde als Sünde und Gottlosigkeit aufgefasst und mit mechanischen Abwehr- und Hemmvorrichtungen bekämpft: "Eine Zeitlang wurde ich auch an den Händen und an den Füßen im Bett angebunden. Das war so. Ich war eben ein ziemlich aufgewecktes Kind und habe mich auch für den Körper interessiert, aber es war alles so körperfeindlich, und alles Religion und Gott. (...) Als 'Springerli' (Abteilung der 3-7jährigen) waren wir ja als Buben und Mädchen gemeinsam untergebracht. Einmal in der Woche wurde gebadet, das war im Badezimmer, aber wir durften uns nicht ausziehen. Die Klosterfrauen beförderten uns in die Badewanne, dort mussten wir stehen, oder wir sassen, und wir mussten das Oberleibchen und die Unterhosen anbehalten."

Statt Spiel, Spass und schöne Kleider gab es viel Arbeit. Aus Kummer oder in Reaktion auf eine Strafe zu weinen wurde als Protest aufgefasst und bestraft.

"Vor allem im Schulalter mussten wir im Heim viel arbeiten. Damit keine Flausen in die Köpfe kamen. Wir hatten ja nichts. Wir hatten keine eigenen Kleider, wir hatten keine eigenen Schuhe, wir mussten immer die Sachen der älteren Kinder nachtragen, es war selten, dass wir einmal etwas Neues bekamen. Wir hatten kein eigenes Spielzeug. Das Spielzeug war eingeschlossen. Wir Mädchen durften vielleicht einmal ein, zwei Stunden lang mit Puppen spielen. Dann wurde das alles wieder in Kasten gesperrt. Wir mussten stricken, wir mussten für alle die Schuhe putzen, wir mussten die Böden reinigen, das waren ja riesige Böden, Holzböden, mit Stahlwolle, dann wixsen, dann glänzen, auf den Knien, mit einem Bodenlumpen.

T.H.: Das dauerte stundenlang, schätzungsweise.

M.B.: Ja, und oft musste ich das auch als Strafe tun. Und ich weiss, das ist auch eine Situation, die ich auch nie mehr vergesse, ich war daran, den Boden zu reinigen, einen riesigen Gang, und ich

weinte. Ich wurde oft gestraft und durfte dann nicht tun, was die andern taten. Ich musste als zur Strafe - ich weiss aber nicht mehr, wofür - den Boden putzen, und ich weinte, weinte vor mich hin. Leise. Laut weinen durfte man ja nicht. Sonst bekam man erst recht eins drauf. Dann, plötzlich, von hinten - ein anderes Mädchen hat das gesehen und hat mir später gesagt, das vergesse auch sie nie mehr - kam Schwester Heliane - das war damals die Oberin - und versetzte mir heftige Schläge, ich weiss nicht mehr ob mit der Hand oder mit dem Stiel eines Teppichklopfers. Dazu sagte sie: 'Jetzt weisst du, weshalb du weinst.'

Marlies Birchler wurde sogar bestraft, wenn sie sich über Ohrenschmerzen beklagte, und zwar mit einer Ohrfeige. Leiden war gottgewollt, Schmerzen mussten ertragen werden, Klagen darüber wurden bestraft.

"Ich klagte: 'Ich habe Ohrenweh!' Ich hatte solches Ohrenweh, solches Ohrenweh, aber da hiess es: Du hast sicher nasse Hosen (und willst nur simulieren und deiner Strafe entgehen), worauf ich eine Ohrfeige erhielt. Sie glaubten mir erst, als Eiter aus dem Ohr floss, vorher nicht. Wir durften ja keine Schmerzen haben, nichts, im Gegenteil, wir, ich bekam noch eins drauf, weil sie uns nicht ernst nahmen. Wir hatten gar keine Lebensberechtigung. Besser wäre es, wir würden gar nicht leben.

T.H.: Gerade so? Das haben Sie so gespürt?

M.B.: Ja. Ich habe das einmal so erlebt. Mit 9 Jahren war ich ganz schwer krank, ich hatte eine Reaktion auf die Pockenimpfung. Ich bekam eine schwere Entzündung (zeigt auf die Impfstelle) und war schwer krank. Am Morgen mussten wir jeweils, wenn wir aufstanden, sofort niederknien und das Morgengebet verrichten. Ich rief mitten im Gebet: 'Ich sehe nichts mehr!' Es wurde mir schwarz vor den Augen. Ich muss dann anscheinend schwer krank gewesen sein, ich muss auch im Fieberdelirium gewesen sein. Ein anderes Kind kam zu mir hinauf und sagte: 'Wir müssen für dich beten. Du stirbst.' Das war mir so gleich, eigentlich, so gleich. Ich habe es gar nicht richtig realisiert. Ich habe mich dann wieder aufgerufen. Damals sagte mir eine Klosterfrau, es wäre besser gewesen, ich wäre gestorben."

Diese mangelnde Anteilnahme und Wertschätzung war verheerend für das Selbstwertgefühl von Marlies Birchler. Was sie stärkte, war ihr Lebenswille und ihr rebellischer Geist; Strafen, Leiden und Missachtung weckten ihre Widerstandskraft.

4.3. Gewalt und sexueller Missbrauch unter Zöglingen

Die Heimgeschichte von Markus Walder, geboren 1959, ist, vor allem in seiner Zeit im im Erziehungsheim Sonnenbühl in Brütten ZH, über weite Strecken von Gewalt geprägt, sowohl seitens des damaligen Heimleiters und des Personals als auch unter den Zöglingen. Er erzählt im Interview vom 5. März 2013²⁸ Episoden, die an Musils Novelle "Die Verwirrungen des Zöglings Törless" aus dem Jahr 1906 erinnern, aber auch an parallele Schilderungen in weiteren Interviews aus meinen Projekten. Markus Walder erzählt:

"In diesem Heim fand sich eine Gruppe, deren Hauptfigur S. war. Er ist gestorben, an einem Motorradunfall. Er war ein perverser Sadist.

T.H.: Unter den Zöglingen. Er war einer der älteren?

M.W.: Er war ein älterer Junge, 14jährig, und er hat X. regelrecht zu seinem Opfer gemacht. Eines seiner Lieblingsopfer, das er an der Lippe die Treppe hinaufzog, ins Zimmer, und dort stand seine Gruppe in Reih und Glied auf. Sie liessen die Hosen herunter, und X. musste ihre Pénisse in den Mund nehmen. Sie urinierten und ejakulierten, und er musste schlucken.

T.H.: Wahnsinn.

²⁸ online: http://www.kinderheime-schweiz.ch/de/kinderheime_schweiz_videos.php

M.W.: X. hat darunter unsäglich gelitten. Für ihn war dieses Heim... Es gibt eben unterschiedliche Erfahrungen. S. würde vermutlich sagen, wenn er heute noch leben würde: Dieses Heim war für mich kein Problem.

Es gab auch einen Y. Das war ein kräftiger Bursche. Der Heimleiter umschiffte ihn. An ihn traute er sich nicht heran. Er war unsere Galionsfigur, hinter ihm konnten wir uns verstecken. Je nach Laune gab er uns Schutz, oder auch nicht und lieferte uns aus. Die Repression unter den Zöglingen war ebenfalls absolut gewalttätig.

T.H.: Und das war den Erziehern bekannt?

M.W.: Ja. S. trieb auch Sodomie mit den Kälbern und wurde dabei erwischt vom landwirtschaftlichen Leiter. Es war bekannt. Wir Kinder wussten das. X. war ja nicht das einzige Opfer. Auch ich wäre ein Opfer von S. geworden... Das ist auch eine Szene, die... Am ersten Tag, als ich in dieses Heim kam, musste ich die Treppe hinauf gehen. Auf der rechten Seite war die Gruppe der Kleinen, auf der linken die Gruppe der Grossen, dazwischen ein langer Gang. Ich komme hinauf und S. steht oben. Ich habe instinktiv - ich war damals 7, er 14 - die Gefahr gespürt, die von ihm ausstrahlte. Ich weiss nur noch, wie ich auf ihn zurannte, ihn packte und auf ihn derart einprügelte, dass andere mich von ihm wegreiben mussten. Meine Wehrhaftigkeit war mein Schutzbrief. Weil ich mich wehrte. Ich konnte eine unglaubliche Energie entwickeln. Oft stand ich auch Rücken an Rücken mit meinem Bruder, und wir konnten uns gemeinsam verteidigen, bis zum Letzten. So überstanden wir manche Schlachten. Aber andere kamen einfach darunter. Sie kamen absolut darunter. A., B., C., X.

X. kam schwerstens traumatisiert aus diesem Heim heraus. Ich traf ihn später in Zürich unter den Bögen, das war damals eine Stricherzone, er ging dort auf den Strich. Ich sah in zufälligerweise und nahm den Kontakt mit ihm wieder auf. Er erhielt dann den Marschbefehl für die Rekrutenschule, da ging er heim und hat sich erschossen. Er kam schwerstens traumatisiert aus diesem Heim.

B. traf ich später auch in Zürich, lange Strähnen, ein verstörter Blick, er zitterte. Wir gingen etwas trinken, er musste sein Glas mit beiden Händen halten, es schwappte über. Er war nicht fähig, das Glas an seinen Mund zu führen, er musste den Kopf senken und aus dem auf dem Tisch stehenden Glas trinken.

C. wurde drogensüchtig."

Markus Walders weiterer Lebensweg blieb ebenfalls vom Aufwachsen in Heimen geprägt, doch fand er Wege des Überlebens und einer eigenständigen Persönlichkeitsentwicklung. Er wurde mehrfacher Schweizer Meister im Kickboxen und arbeitet heute noch als Trainer, hat aber auch die Matur nachgeholt.

Etwas vom Bittersten an diesen an sich schon himmelschreienden Aussagen der Interviewten ist, dass diejenigen, die sich für Interviews melden, die sich dieser Erinnerung stellen können und die den Mut haben, sich öffentlich zu präsentieren, um diese Themen der Gesellschaft bewusst zu machen, dass sie diejenigen sind, welche von diesen Erziehungsinstitutionen relativ am wenigsten geschädigt sind. Es sind die Stärksten, die Widerstandsfähigsten, die Resilientesten, wie der Fachausdruck heisst.

Eine weit grössere Gruppe der Opfer solcher Fremdplatzierungen ist zugrunde gegangen oder lebt gebrochen dahin, mit massiven gesundheitlichen Problemen, verarmt, verstummt, zurückgezogen.

Doch auch sie erleben durch den aktuellen gesellschaftlichen Aufarbeitungsprozess wenigstens eine kleine Aufhellung ihrer Stimmung und finden mehr Gehör und Verständnis als früher, falls sie den Mut fassen, sich jemandem zu öffnen.

